

Sonderdruck aus:

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Herausgegeben von

Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw

Volker Press



13. Band 1986 Heft 4

D U N C K E R & H U M B L O T / B E R L I N

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters u. der frühen Neuzeit

Herausgegeben von Prof. Dr. Johannes Kunisch, Köln; Prof. Dr. Klaus Luig, Köln; Prof. Dr. Peter Moraw, Gießen; Prof. Dr. Volker Press, Tübingen.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an: Prof. Dr. Johannes Kunisch, Historisches Seminar der Universität, Albertus-Magnus-Platz, 5000 Köln 41.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich im Gesamtumfang von ca. 512 Seiten. Der Bezugspreis beträgt halbjährlich DM 64,— zuzüglich Porto.

Verlag Duncker & Humblot GmbH, Dietrich-Schäfer-Weg 9, 1 Berlin 41, Ruf: 7 91 20 26
Gedruckt bei Berliner Buchdruckerel Union, 1 Berlin 61

Inhalt

Abhandlungen und Aufsätze

- Wolfgang Schmale*, Der Prozeß als Widerstandsmittel. Überlegungen zu Formen der Konfliktbewältigung am Beispiel der Feudalkonflikte im Frankreich des Ancien Régime (16. - 18. Jahrhundert) 385
- Werner Troßbach*, Fürstenabsetzungen im 18. Jahrhundert 425

Berichte und Kritik

- Joachim Ehlers*, England und Frankreich in der Krise des Hundertjährigen Krieges. Neue Literatur, neue methodische Ansätze 455

Buchbesprechungen

- Die Kartäuser. Der Orden der schweigenden Mönche (*Herbert Zielinski*) 471
- Die Juden in den böhmischen Ländern. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 27. bis 29. November 1981 (*J. Friedrich Battenberg*) 472
- Aufgebauer, Peter, Die Geschichte der Juden in der Stadt Hildesheim im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (*J. Friedrich Battenberg*) 475
- Bulst, Neithard, Jochen Hooch und Franz Irsigler (Hrsg.), Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft. Stadt-Land-Beziehungen in Deutschland und Frankreich, 14. bis 19. Jahrhundert (*Ernst Pitz*) 476

Fortsetzung 3. Umschlagseite

BERICHTE UND KRITIK

ENGLAND UND FRANKREICH IN DER KRISE DES HUNDERTJÄHRIGEN KRIEGES

Neue Literatur, neue methodische Ansätze

Von Joachim Ehlers, Braunschweig

Die Auseinandersetzung zwischen der englischen und der französischen Monarchie um die Herrschaft in Frankreich, politisch und militärisch zwischen 1324 und 1453 mit wechselnder Intensität und vielfältigen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen Begleiterscheinungen geführt, als „Hundertjähriger Krieg“ nur unvollkommen charakterisiert, gehört zu den für beide Länder prägenden Ereignissen¹. Insofern ist diese Zeit nicht nur chronologisch eine Epoche der europäischen Geschichte, denn durch bis heute nachwirkende Anstöße für das Selbstverständnis Englands und Frankreichs ist sie ein Element der historischen Identität Europas geworden. Die Beschäftigung mit diesem Gegenstand gehört daher zu den großen Themen; durch die hier vorzustellenden Arbeiten² wird der Blick auf mancherlei neue Aspekte gelenkt, aber auch Versuche der Synthese wirken anregend, und sei es zum Widerspruch.

¹ Die letzte Gesamtdarstellung ist von *Jean Favier*, *La Guerre de Cent Ans*, Paris 1980; den jüngsten kritischen Literaturbericht erstattete *Werner Paravicini*, *Die Krise der französischen Gesellschaft im Zeitalter des Hundertjährigen Krieges*, in: *Europa 1400. Die Krise des Spätmittelalters*, hrsg. v. F. Seibt und W. Eberhard, Stuttgart 1984, 210 - 220.

² *Michael Packe*, *King Edward III*. London (Routledge & Keagan Paul) 1983. XVII, 318 S., 4 geneal. Tfn. — *Juliet Vale*, *Edward III. and Chivalry. Chivalric Society and its Context, 1270 - 1350*. Woodbridge, Suffolk (The Boydell Press) 1982. VI, 207 S., 1 Tf., 14 Ktn., Tab. u. geneal. Tfn. — *Raymond Cazelles*, *Société politique, noblesse et couronne sous Jean Le Bon et Charles V. (Mémoires et documents publiés par la Société de l'École des Chartes, Bd. 28.)* Genf (Librairie Droz) 1982. 625 S., 13 Ktn.; *Jacques Krynen*, *Idéal du prince et pouvoir royal en France à la fin du moyen âge (1380 - 1440). Étude de la littérature politique du temps*. Paris (Éditions A. et J. Picard) 1981. 341 S.; *C. T. Allmand*, *Lancastrian Normandy, 1415 - 1450. The History of a Medieval Occupation*. Oxford (Clarendon Press) 1983. XIII, 349 S. 1 Kte. — *John A. F. Thomson*, *The Transformation of Medieval England 1370 - 1529. (Foundations of Modern Britain, hrsg. von G. Holmes.)* London und New York (Longman) 1983. XII, 432 S., 6 Ktn., 3 geneal. Tfn.

Michael Packe, durch mehrere Biographien und für ein größeres Publikum gedachte Darstellungen vorwiegend zur neueren Geschichte bekannt, hinterließ bei seinem Tod 1978 das unvollendete Manuskript einer Geschichte Eduards III. (1327 - 1377); den fehlenden letzten Abschnitt steuerte L. C. B. Seaman bei, der seit 1955 mehrere Bücher zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts veröffentlicht hat. Für die Wissenschaft ist demnach hier nichts zu erwarten, wohl aber zeigt dieser Versuch einer Zusammenfassung, welche Gesichtspunkte ein historisch interessiertes Publikum im englischen Sprachraum interessieren oder interessieren sollen.

Packe sieht in der langen Regierungszeit Eduards III. aus dem von Parteikämpfen zerrissenen Land „an English nation“ (S. IX) werden, begründet das aber an keiner Stelle, sondern erzählt vom ersten Kapitel an ohne leitenden Gesichtspunkt die Tatsachen, angereichert mit Anekdotischem und kulturgeschichtlichen Einzelheiten. In diesem beschränkten Rahmen ist das Buch zuverlässig, leidet aber an mangelhafter Durchdringung und Erhellung entscheidender Zusammenhänge: Die Frage, warum Eduard III. 1328 trotz seines prinzipiell besseren Rechts nicht zum König von Frankreich gewählt wurde, beantwortet Packe unvollständig, wenn er sagt (S. 42), daß räumliche Entfernung, notorische Illoyalität der Plantagenet gegenüber dem Adel und Minderjährigkeit für die Entscheidung gegen ihn ausschlaggebend gewesen wären. Das hat natürlich alles eine Rolle gespielt, aber es kommt in erster Linie darauf an, die politische Raison zu beachten, derzufolge Autonomie der französischen Monarchie für den Staatsrat oberstes Kriterium war. Wenn dieses Prinzip erhalten bleiben sollte, dann mußte es auf breiten Konsens gegründet sein, um eine mit juristischen Argumenten gestützte Machtpolitik des englischen Hofes auf die Dauer abwehren zu können. Die Thronfrage zwingt ferner dazu, grundsätzliche Äußerungen und Beschlüsse der französischen Großen von ihren pragmatischen Überlegungen scharf zu trennen: Nur ein starker König konnte die von Philipp IV. und seinen Vorgängern geschaffene Kron Gewalt behaupten, eine Gewalt, die auf Kosten des Adels ging und seinen Interessen deshalb zuwider lief. Sicherlich war der 1328 siebzehnjährige, von seiner Mutter beherrschte Eduard III. wenig mächtig, aber er würde als König von England und Frankreich stärker sein als der von seinen fürstlichen Wählern und ihren aristokratischen Fraktionen abhängige Valois, würde englische Berater um sich haben und den Rat der Einheimischen zurückdrängen. Insofern unterschieden sich die Lagen von 1316 und 1328 qualitativ: War es 1316, nach dem Tod Ludwigs X., um die politischen Ambitionen eines Mannes, Philipps V., gegangen, so stand 1328 eine Grundfrage zum Selbstverständnis der französischen Monarchie und des französischen Adels zur Debatte. Dieser Adel glaubte seine Sache bei einem nationalen Königtum besser aufgehoben und ließ sich nicht, jedenfalls vorerst nicht, für den Engländer gewinnen.

Weil Packe das nicht durchschaut, muß er vergeblich fragen, warum Eduard III. in den Jahren 1356 - 1358, also zwischen Maupertuis und dem Einzug des Dauphins Karl in Paris, seinen Thronanspruch nicht realisiert hat, da doch in Frankreich nicht effektiv regiert wurde (S. 226 ff.), und er steht etwas ratlos vor den Bestimmungen des Friedens von Brétigny (S. 245 f.). Besonders negativ wirkt sich die Konzentration auf politisch-diplomatische Vorgänge dort aus, wo die gänzliche Nichtbeachtung wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Befunde das Verständnis wichtiger Abläufe unnötig einschränkt. Um die englische Wollexportsperrre von 1336 zu beurteilen, genügt die bloße Erwähnung einer damit etwa beabsichtigten Förderung eigener Tuchmanufakturen ebenso wenig wie der Verweis auf die Abhängigkeit Flanderns von den Rohstoffimporten aus England (S. 76 f.): Die seit dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts durch sinkende Ernteerträge bei noch ansteigender Bevölkerungszahl entstandene Depression ergriff langsam alle Regionen und Wirtschaftszweige, auch den Tuchhandel, so daß entsprechende Arbeitslosigkeit schon lange vor 1336 den Widerstand des Landes gegen erhöhte Abgabeforderungen der Grafen von Flandern mit städtischer Opposition vereinte. Das Bündnis der Bauern mit den Walkern und Webern von Brügge und Ypern hatte 1323 zum Aufstand geführt, in dessen Verlauf der Bürgermeister von Brügge englische Unterstützung gesucht und dafür Anerkennung des englischen Thronanspruchs geboten hatte. Philipp VI. siegte zwar bei Cassel (1328), aber der prinzipiell antifranzösische Zug war in die flandrische Krise eingewurzelt, sollte 1336 aktualisiert werden und ist, ebenso wie das Wirken Jakobs van Artevelde, ohne Beschreibung seiner Voraussetzungen nicht verständlich.

Ausführliche Schlachtenschilderungen fehlen demgegenüber nicht: Sluys, wo am 24. Juni 1340 die französische Flotte vernichtet wurde (S. 93 ff.), natürlich Crécy (S. 158 ff.), nichts aber über die harten Bedingungen, zu denen Calais am 4. August 1347 kapitulieren mußte; bei der Suche nach den Gründen für die lange Dauer der Belagerung zeigt Packe eine gewisse Anfälligkeit für mittelalterliche Klatschgeschichten (S. 170 f., vgl. S. 105 ff.). Besonders liebevoll wird vom Tag bei Maupertuis erzählt (S. 218 ff.), was freilich dadurch gerechtfertigt ist, daß mit der Gefangenschaft Johanns II. eine Zeit bedrohlicher Kräfteverschiebungen in Frankreich beginnt. Nichts erfährt man dagegen über die strategische Anlage der Feldzüge, über den Sinn der langen und weitgreifenden *chevauchées*, über Organisation, Aufbringung und Finanzierung der Armee. Es fehlt Aufklärung über die Gründe der englischen Überlegenheit im Feld, näherer Aufschluß über das Zusammenwirken der (meist walisischen) Langbogenschützen mit abgesessenen Reitern, das im Vergleich zu den Franzosen viel geringere Gewicht der ritterlichen Kämpfer und über den sozialhistorischen Hintergrund dieser Lage.

Selbst über die Hofkultur zur Zeit Eduards III. wird der Leser nicht unterrichtet, denn einige Turnier- und Festbeschreibungen (S. 137 f.,

232 f. u. a.) befriedigen nicht angesichts der Tatsache, daß dieser Hof im Unterschied zu dem Richards II. oder Eduards IV. eine eher lose gefügte Versammlung von Einzelpersonen und Gruppen mit wechselnd intensiven Beziehungen untereinander und zum König war³.

In das Zentrum der bei Packe nicht behandelten Sozialgeschichte des Hundertjährigen Krieges und damit auf die Höhe der Forschung führt *Juliet Vale*, deren Buch keinen chronologischen Überblick vermittelt, sondern Kriterien für eine Gesamtbeurteilung des Zeitalters. Wir lernen die Auffassung Eduards III. und seines Hofkreises vom Rittertum kennen, die Art, sich einem Ideal zu nähern, das aus den Niederlanden und Nordfrankreich übernommen worden ist, und erfahren außerdem viel über die ins 13. Jahrhundert führenden Traditionsstränge. Unter ritterlicher Kultur wird dabei in einem allgemeinen Sinne der Ausdruck sozialer Wertvorstellungen verstanden, die besondere Verhaltensweisen förderten und belohnten; als Ausdrucksformen kommen in erster Linie das Turnierwesen, der literarische Geschmack, bestimmte Objekte der Verehrung und künstlerische Formen in Betracht. Da Eduard III. sich mit Erfolg bemüht hat, dem Adel eine einheitliche Struktur zu geben, ihn gleichsam zu homogenisieren, wird die Frage nach der Hofkultur zum verfassungsgeschichtlichen Problem; die vom König dabei eingeschlagenen Wege waren bisher nur wenig bekannt.

Die Methode der Untersuchung ist ebenso überzeugend wie im Ergebnis faszinierend: Die großen Turniere von Chauvency (Anfang Oktober 1285) und Le Hem (1278) werden im Hinblick auf den Teilnehmerkreis analysiert, um Vorbilder auszumachen, die aus der Zeit Eduards I. (1272 - 1307) übernommen werden konnten, zumal die Bündnispolitik Eduards III. und seine Ehe mit Philippa von Hennegau die Beziehungen Englands zum Kontinent verstärkt haben. Als Quellen für diesen ersten Teil der Untersuchung befragt J. Vale zwei Verserzählungen vom Ende des 13. Jahrhunderts⁴, die anhand von Aufzeichnungen der Verfasser an Ort und Stelle die Ereignisse von Tag zu Tag detailreich und mit Nennung von insgesamt über 230 Personen (meist noch identifizierbar) schildern; besonders wertvoll ist der Bericht Bretels, weil der Herold von Hennegau sein Gewährsmann für ihm sonst unverständliche Einzelheiten gewesen ist.

In Chauvency handelte es sich um ein *tournoi*, also um den Kampf zweier Mannschaften mit scharfen Waffen, als Nachbildung des Krieges

³ Wichtige Einzelheiten der frz. Geschichte sind Packe nicht geläufig (S. 53 die Oriflamme als „the Crusaders' sacred banner promising no quarter“); an mancher Stelle fragt man sich, ob Kuriosa aus Unkenntnis als solche erscheinen (S. 228 das Zeugnis Eduards III. für einen ungarischen Herrn, wonach dieser einen Tag und eine Nacht im Fegefeuer des Hl. Patrick auf der irischen Insel Lough Derg verbracht hatte; zur Sache vgl. *Jacques Le Goff*, *La naissance du Purgatoire*, Paris 1981, bes. S. 259 ff.). Die Beispiele lassen sich vermehren.

⁴ *Jacques Bretel*, *Le Tournoi de Chauvency*, hrsg. von M. Delbouille, Lüttich und Paris 1932. — *Sarrasin*, *Le Roman du Hem*, hrsg. von A. Henry, Brüssel 1939.

von der Kirche stets abgelehnt; Ausrichter waren Ludwig von Looz, Graf von Chiny, und seine Gemahlin Johanna von Bar. Wir erhalten ein genaues Bild von der äußeren Einrichtung des Turniergeländes, bei dem Übereinstimmung mit den idealen arthurischen Landschaften und Plätzen angestrebt wurde, vom Einteilen der Mannschaften („cil dedens“ und „cil dehors“) und ihrer Gliederung in *batailles*, dieser wiederum in *bannières* zu je etwa sechs Rittern, wobei der regionale und lehnrechtliche Verband als Kriterium für die Zuweisung diente. Das formale Element der Mannschaftsbildung beim Turnier sollte für den Hof Eduards III. Bedeutung erlangen; es fand sich auch bei der *feste* in Le Hem, zu der Eduard I. erwartet worden war. In Le Hem gab es zwar nur Zweikämpfe mit stumpfen Lanzen, man unterschied aber gleichwohl *dehors* und *dedens*, diesmal aber nach Figuren der Arthus-Sage, indem einzelne Abenteuer mit verteilten Rollen nachgespielt wurden, wenn der Teilnehmer nach erfolgreichem Zweikampf zum Hof der Königin Guinevra zugelassen war: Graf Robert von Artois trat als Yvain auf; bei der Vorbereitung hatte man noch auf Eduard I. gerechnet und ihm die Rolle des Königs Arthus zugedacht.

Dieser Sachverhalt eröffnet die verfassungsgeschichtliche Perspektive, denn Eduard I. hatte im gleichen Jahr die angeblichen Gebeine Arthurs und Guinevras feierlich zum Hochaltar der Abteikirche von Gladstonbury erheben lassen und nutzte seine damit bekundete Bindung an den keltischen Heros auch beim erfolgreichen Zug gegen Wales (1283), wo er sich die Krone Arthurs aushändigen ließ. Die Entdeckung der Gebeine des Magnus Maximus (angeblich der Vater Constantins und zugleich ein Held der keltischen Überlieferung) in Caernarvon gehört in den gleichen Zusammenhang, ebenso die im Sommer 1284 gehaltene Arthus-Tafel und Eduards Förderung der *matière de Bretagne*: Der König von England wollte sich als Nachfolger Arthurs erweisen, ein Bestreben, dessen integrative Ziele im Hinblick auf die englische Monarchie offen erkennbar sind. Diese Haltung Eduards I. zur ritterlichen Arthus-Tradition wurde vom englischen Adel mehr und mehr geteilt; englische Ritter traten bei den großen nordfranzösischen und niederländischen Turnieren auf, darunter immer wieder einige der wichtigsten Mitglieder des Hofes. Die damit erzielte kulturelle Homogenität ist für die Geschichte der englisch-französischen Beziehungen im 14. Jahrhundert ebenso wichtig wie erhellend für den Ablauf des Hundertjährigen Krieges.

In diesem Zusammenhang zeigt Juliet Vale anhand der erhaltenen literarischen und künstlerischen Überlieferung aus dem Umkreis Philippas von Hennegau und Eduards III. die große Vertrautheit beider mit den Werken der ritterlich-höfischen Kultur; Hennegau gehörte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu den bedeutendsten europäischen Regionen, offen dem kulturellen Einfluß Frankreichs und diesen weiter nach Osten vermittelnd. Philippa war von 1361 bis zu ihrem Tod Patronin Froissarts, dessen Chronik zugleich eine der Hauptquellen für

die Geschichte der Epoche ist⁵, und unter den 160 Bänden der persönlichen Bibliothek Eduards III. haben sich zwischen 1322 und 1341 immerhin 59 *libri de romanciis* befunden (S. 49). Bücher dieser Art wurden an Nahestehende verschenkt: An Eduards Mutter Isabella, an Roger Mortimer und an namentlich bekannte Ritter aus dem königlichen Gefolge, wobei zu beachten ist, daß der damalige Lesebrauch lautes Vorlesen in Gesellschaft verlangte, die Verbreitung also über das beschenkte Individuum hinausging.

Zentrum dieses im übrigen locker gefügten Hofes war die Kammer, bestehend aus Kapellänen, Verwaltungspersonal, Rittern, Knappen und persönlichen Dienern. Die ritterlichen Mitglieder der Kammer rekrutierten sich nicht aus dem Hochadel, sondern aus mittleren und Niederadelskreisen, einige hatten sogar keine aristokratische Abkunft aufzuweisen. Mitgliedschaft in der Kammer konnte zum Baronage und darüber hinaus führen (S. 89 f.): Möglicherweise war die königliche Kammer neben der Kirche das wichtigste Feld sozialer Mobilität im England des 14. Jahrhunderts.

Auffallend ist nun, daß die Ritter der Kammer auch in Eduards Turniermannschaft zu finden sind (S. 57 ff.): Wer den Vorstellungen des Königs hinsichtlich ritterlicher Kompetenz nicht entsprach, war von den Karrieren ausgeschlossen. Anhand einiger großer Turniere (Guildford 1329, London 1331, Dunstable 1342, Brüssel 1339 u. a.), deren Ablauf und Ausgestaltung dokumentiert sind, ist der Nachweis gelungen, daß solche Veranstaltungen fest zum Hofleben gehört haben, und in diesem Rahmen ergab sich eine weitgehende Klärung der seit Du Chesne und Ashmole umstrittenen Motive für die Gründung des Hosenbandordens: Wieso wurde das Band unter den vielen im Turnier verwendeten Zeichen gewählt, und warum ist das Motto des Ordens französisch, da doch alle anderen Devisen Eduards III. englisch waren? Sollte die Erinnerung an Crécy gepflegt (so Du Chesne) oder Kritik an Eduards Anspruch auf den Thron Frankreichs zurückgewiesen werden (so Ashmole)? Juliet Vale kann nachweisen (S. 76 ff.), daß die Gründung des Ordens aus einem Turnier hervorgegangen ist und ein wichtiger Bestandteil schon der Vorbereitung des Feldzuges von 1346 war. Der König dürfte die Devise vor dem Aufbruch gewählt und nach der Schlacht für den neuen Orden verwendet haben als Ausdruck des Dankes für den Sieg, als Belohnung für hervorragende Dienste in der Schlacht, als Zeichen des unaufgebbaren französischen Thronanspruchs. Bei der Zusammensetzung des Gründungskapitels liegt die Assoziation zweier Turniermannschaften nahe, denn im Chor der Kapelle des Georgsstifts hatten die Ordensritter ein zweigeteiltes Gestühl mit dem König bzw. mit dem Kronprinzen an der Spitze. Persönliches Auswahlkriterium war Teilnahme an der Schlacht von Crécy oder, wie im Falle Lancaster und

⁵ Vgl. Georg Jäger, Aspekte des Krieges und der Chevalerie im XIV. Jahrhundert. Untersuchungen zu Jean Froissarts Chroniques (Geist und Werk der Zeiten, Bd. 60), Bern 1981.

Captal de Buch, direkte Entlastungsaktion dafür an anderer Stelle. Alle Gründungsmitglieder der Prinzensseite hatten bei Crécy im ersten Treffen gekämpft, während die Königsseite nach einer Vielzahl von Gesichtspunkten zusammengesetzt war, erwachsen aus der Sorge, die mit jeder Ordensgründung dieser Art verbundene Rivalität und das verletzte Ehrgefühl der nicht Aufgenommenen, gleichwohl Verdienten, im eigenen Haushalt zu berücksichtigen.

Das Buch ruht auf einem sicheren Fundament handschriftlicher Quellen aus den Archiven und Bibliotheken von Cambrai, Lille, London, Oxford, Paris, Valenciennes und Wien; es enthält aufschlußreiche Beilagen (Gruppierung und Lehnverbindung der Ritter beim Turnier von Chauvency, genealogische Tafeln zur Veranschaulichung ihrer Familienbeziehungen, Verzeichnisse aller bisher bekannten Turniere Eduards III. zwischen 1327 und 1355, eine Liste der Gründungsmitglieder des Hosenbandordens) und will sorgfältig gelesen, bis ins Detail studiert werden. Der Anmerkungssteil (S. 95 - 157) steht dem Text (S. 1 - 94) an Umfang kaum nach.

Dieser Analyse einer vom Königtum bestimmten ritterlichen Gesellschaft steht für das Frankreich der Jahre 1350 - 1380 eine breiter angelegte, aber ebenfalls wohlfundierte Darstellung gegenüber. *Raymond Cazelles* schließt mit seinem Buch an frühere Forschungen über die Zeit Philipps VI.⁶ an und arbeitet derzeit eine dritte Studie zu den letzten Kapetingern (1300 - 1328) aus. Von einer Untersuchung der politisch führenden Personen und ihrer Familien, Herkunft, Standesverhältnisse, ihrer Gruppenbildung und der Teilnahme dieser Gruppen am politischen Geschehen her fragt Cazelles nach langfristig wirkenden Elementen, die Initiativen bewirkt und Einstellungen bestimmt haben.

Als wesentliche Kriegsursache wird die ins Militärische eskalierte Auseinandersetzung zwischen Erbprinzip und Wahlgedanken angesehen und mit der überzeugenden, bei Jacques Krynen (s. unten S. 464 ff.) mit anderen Belegen wiederkehrenden These erläutert, daß die Valois ihren Rechtsanspruch nur im Krieg, d.h. mit Hilfe einer gegen den Feind mobilisierten öffentlichen Meinung hätten durchsetzen können (S. 13). Die Hauptlast trug der Adel, dessen teure Ausrüstung, das Halten mehrerer Pferde und Hilfskräfte für jeden gepanzerten Reiter hohe materielle Aufwendungen erforderten, denen Verluste für die Familie bei Tod, Invalidität oder Gefangenschaft hinzuzurechnen sind. Auf Beute und Lösegeld als Kompensation konnte deshalb nicht verzichtet werden, so daß die großen Feldschlachten sich oft in Einzelkämpfe auflösten, bei denen wertvolle Gefangene auf eigene Rechnung eingebracht werden sollten. Dennoch war vom Adel keine Initiative gegen den Krieg zu erwarten, weil das ritterliche Lebensgefühl der militärischen Bewährung zuneigte und darüber hinaus Karrieremöglichkeiten eröffnet wurden, die seit langem verschlossen waren: Um in

⁶ *Raymond Cazelles*, *La société politique et la crise de la royauté sous Philippe de Valois*, Paris 1958.

der königlichen Verwaltung und im Conseil etwas zu gelten, mußte man bisher Jurist sein, in Orléans, Paris oder Montpellier studiert haben. Im Krieg, der den physisch Mutigen, Starken und Brutalen begünstigte, fielen diese Leute zurück und wurden von den Truppenführern verdrängt; das geänderte Selektionsprinzip für die politische Leitungsschicht reicherte das Umfeld der französischen wie der englischen Könige mit „bellicistes“ (S. 14) an, deren persönliches Interesse zur langen Dauer des Krieges beitrug. Insgesamt aber war der Adel von zunehmender Unruhe erfaßt; ihren Reflex erblickt Cazelles in den Heiraten innerhalb eines engen Kreises: „On se renferme sur soi-même et sur ceux de son sang“ (S. 61), d. h. es ergab sich eine starke Tendenz zum ständischen Abschluß und zum Halten der Besitzstände innerhalb einer Aristokratie, die noch keineswegs vollständig durch Privilegien gesichert war. Große Linien adliger Politik hat Cazelles in folgenden Punkten zusammengefaßt (S. 62 f.):

Die Auswahl von Ratgebern und Amtsträgern durfte nicht der Gunst des Monarchen anheimgestellt bleiben, sondern mußte im Conseil beraten werden, in dem niemand zu unmittelbarem persönlichem Einfluß auf den König gelangen sollte; die Unantastbarkeit der Krondomäne war zu garantieren, damit der König seine Bedürfnisse ohne zusätzliche Abgaben befriedigen konnte; weil die meisten Adligen Geldrenten bezogen, wollten sie die Geldwertstabilität erhalten wissen und leiteten Maßnahmen zur Ausgabenkontrolle ein; abgesetzt von Klerus und Bürgertum sollte ein Sonderstatus mit Fehderecht, Abgabefreiheit und besonderer Lebensform erhalten werden.

Hinter diesem Modell einer vom Adel teilweise kontrollierten Monarchie (nach englischem Vorbild?) stand großes, bereits von Zeitgenossen als Hochmut kritisiertes Selbstbewußtsein, für das die Niederlage bei Maupertuis einen empfindlichen Schock bedeuten mußte, wurde doch gerade jener Punkt suspekt, auf dem alles Ansehen beruhen sollte. Die innere Gliederung dieser Adelshierarchie hat Cazelles eingehend beschrieben (S. 64 ff.) und darauf hingewiesen, daß eine strikte Trennung von geistlichem Stand und Schwertadel nicht bestanden hat: Hugo von Ver, Abt von Corbie, hatte seit 1328 Kampferfahrung und nahm 1346 an der Schlacht bei Crécy teil; Wilhelm von Melun, Erzbischof von Sens, führte 1346 ein militärisches Kommando in der Normandie und geriet 1356 bei Maupertuis in Gefangenschaft; Wilhelm von Poitiers, Bischof von Langres, war ebenfalls kriegserfahren und wurde in seiner Eigenschaft als Bischof im Verzeichnis der Barone von 1350 geführt; als guten Kriegermann pries Froissart den Bischof Heinrich von Troyes. Nicht mit Unrecht erinnert Cazelles (S. 73) an die Wirren der Wanderzeit, in denen Bischöfe oft die einzigen Beschützer ihrer Städte waren. Vererbte sich weltliche Adels Herrschaft vom Vater auf den ältesten Sohn, so gab es im geistlichen Sektor das Entsprechende vom Onkel auf den Neffen; insgesamt aber war der Klerus eine sozial weniger homogene Gruppe als die weltliche Aristokratie, weil die hohen Prälaten neben den Inhabern unterschiedlich dotierter Präbenden

standen, ganz zu schweigen von alten und neuen Orden, Universitätsangehörigen und jener diffusen Schicht von *clerici*, deren Status kaum mehr recht zu fassen war.

In den politischen Auseinandersetzungen nahm die Geistlichkeit, als Gruppe die größte innerhalb der Gesamtbevölkerung, vielfältig Partei (S. 97 ff.), ebenso wie das Bürgertum, dessen Zusammensetzung durch Pest und Krieg einen tiefgreifenden Wandel dahingehend erfuhr, daß Zuwanderung vom Land die Todesfälle in der Stadt ausglich, so daß bis etwa 1360 das politische Gewicht des Bürgertums ständig abnahm (S. 103), während über die Landbevölkerung kaum verlässliche Aussagen geboten werden können (S. 105 ff.).

Diese Lage erklärt, warum als Folge des Krieges ein System von Steuern und Abgaben begründet werden konnte, das zum modernen Staat führen sollte, denn die von ihm erfaßten Bevölkerungsteile waren zu organisiertem Widerstand nicht fähig, da sie keine politischen Gruppierungen im genauen Sinne des Wortes bildeten. Die Ständeversammlungen wertet Cazelles nicht als Organisationsform, weil Adel, Klerus und städtisches Patriziat nicht als Repräsentanten der belasteten Volksteile angesehen werden dürfen (S. 17). Indikator für das politische Leben ist vielmehr das Conseil, weil prosopographische Erhebungen hier sehr aussagekräftig sein können und dem Untersuchungsziel, der Beschreibung einer *société politique*, am unmittelbarsten dienen. Eines der Hauptergebnisse ist die Feststellung (S. 131), daß die Legitimität Johanns II. selbst dem Königshaus nicht ganz sicher erschienen ist (Hinrichtung des Grafen von Eu, Connétable von Frankreich, am 19. November 1350 wegen des Verdachts auf Anerkennung Eduards III.), daß aber die Zusammensetzung des Conseils keine Hinweise auf neue Elemente im Regierungsstil erkennen läßt. Es blieb beim jährlichen Einberufen regionaler Ständeversammlungen, bei zyklischer Münzpolitik und einigen Versuchen zur hierarchischen Differenzierung bei den Inhabern hoher Verwaltungsämter. Die Gründung des Sternenordens am 6. November 1352 hatte, analog zum Hosenbandorden, die Funktion, dem König eine Gruppe loyaler Ritter zu sichern. Erst seit 1356 wird der Versuch erkennbar, zwischen Rat und Exekutive zu unterscheiden; Cazelles sieht den ersten Ansatz, eine wirkliche Regierung mit Kompetenzverteilung einzurichten (S. 178). Bemerkenswert ist hier, daß Johann II. von späteren Historikern meist kritisch und abschätzig betrachtet worden ist, während Zeitgenossen Mißerfolge wie Maupertuis dem Adel, politische Fehler den Beratern anlasteten (S. 35 ff.).

Anders als Eduard III. war Johann II. schon auf Grund seiner schwachen Gesundheit nicht fähig, in ritterlichen Übungen zu glänzen; dafür hatte er geistige Interessen, förderte Musiker und legte den Grund zur berühmten Bibliothek Karls V. (S. 40 ff.). Wie hoch sein Ansehen trotz der militärischen Niederlage war, geht allein daraus hervor, daß der Thronfolger alle aus der Londoner Gefangenschaft ergangenen Anweisungen seines Vaters genau ausführte und ausführen konnte

(S. 55 f.). Karl V. selbst erschien den Historiographen als der Rächer von Brétigny, Calais, Crécy und Maupertuis; die Zuwendung, die er Architektur und bildender Kunst ebenso angedeihen ließ wie der Wissenschaft, tat ein übriges: „Son règne est le règne réparateur par excellence“ (S. 52).

Rückschauend vergleicht Cazelles das 14. Jahrhundert mit dem 10.: Die Valois befanden sich in ähnlicher Lage wie die Kapetinger, die ihre karolingischen Vorgänger verdrängt hatten und vom Makel des Usurpators befleckt waren. Ihnen galt der mit legitimistischen Argumenten geführte Kampf Eduards III. und Karls von Navarra, ein Streit, der nach 1356 bedrohlicher wurde, nicht nur durch die Gefangenschaft Johanns II., sondern vor allem durch einen Wechsel innerhalb der Führungsschicht, die durch Verluste und Gefangenschaften ebenfalls schwer getroffen worden war. Hier setzt Cazelles starke Akzente und spricht von Desintegration, die erst nach 1360 mit Hilfe einer neuen Verwaltungsorganisation zum Stehen gebracht worden sei. Wenn er dabei die im Gegensatz zur zentralistischen, auf Paris orientierten kapetingischen Bürokratie nunmehr vordringenden regionalen Autonomien lobt (S. 579), so scheint das doch wohl im Hinblick auf gegenwärtige Diskussionen um die Reform der französischen Staatsverwaltung geschrieben. Seiner Ansicht nach hatte das Reich in dieser Zeit eine letzte Transpersonalisierung erfahren, konnte nicht mehr teilbar und Objekt dynastischer Überlegungen sein, sondern war fortan „une structure globale de relations humaines, juridiques, monétaires, sociologiques, historiques, linguistiques et religieuses hiérarchisées et coordonnées“ (S. 578). Tendenziell ist das sicher richtig und gibt den mittelalterlichen Abschluß der französischen Nationsbildung eindringlich wieder, gilt aber in der Formulierung auch für die Karolingerzeit, denn „Hierarchie“ und „Koordination“ sind schillernde Begriffe, auf deren präzise Bestimmung und graduelle Abstufung es ankommt.

Mit seinen Ergebnissen regt das Buch die Frage an, ob die Befunde sich im politischen Denken der folgenden Jahrzehnte spiegeln und sich damit auf anderer Ebene verifizieren lassen. Dies leistet in vorzüglicher Weise die umfassende Studie von *Jacques Krynen*, der Ergebnisse, wie sie Cazelles erzielt hat, einbezieht, aber mit dem Ansatz Percy Ernst Schramms die Frage nach Selbstverständnis der Herrscher und Einschätzung der Monarchie in der damaligen Öffentlichkeit aufgreift. Damit wird ein von der französischen Geschichtswissenschaft zu wenig beachtetes Feld betreten und gefragt, ob das effektive Anwachsen der königlichen Macht und des Prestiges der Monarchie Wirkung auf das politische Denken der Zeitgenossen hatte.

Für Krynen ist Karl V. der erste Herrscher, dem Regieren eine Wissenschaft war und der sich deshalb eine Bibliothek anlegte, die besonders viele Fürstenspiegel enthielt: „Aristote sort des cadres de l'Université et sa Politique inspire directement la législation royale“ (S. 42). Raoul de Presles und Nicolas Oresmes (beide † 1382) wirkten auf die

königliche Politik, aber neben diesen Anfängen dürfen die zahlreichen, unter Karl VI. und in der ersten Hälfte der Regierungszeit Karls VII. entstandenen Schriften nicht vergessen werden. Die Zunahme solcher Art Literatur nach 1380 ist um so bemerkenswerter, als sie in die Abstiegsphase nach voraufgegangener, bei Cazelles beschriebener Konsolidierung fällt. Das politiktheoretische Schrifttum entsteht jetzt nicht mehr nur am Hof, sondern es scheint, als ob jeder Gebildete einer geradezu modischen Literaturströmung folgen wollte. Auf diese Weise blieb der König im Zentrum der politischen Debatte, denn trotz aller Schwächen des zu ihrer Zeit herrschenden Systems ließen die Autoren keinen Zweifel an der Wünschbarkeit zentraler monarchischer Autorität und entwickelten ihre Gedankengänge von diesem Zentrum her.

Wie ist das zu erklären? Schließlich sahen die zwei Generationen zwischen 1380 und 1440 eine Dauerkrise, die mit dem frühen Tod Karls V. begann, einen Machtverfall des Königtums, der sich durch Karls VI. 1392 ausgebrochene Krankheit fortsetzte. Mit der Ermordung des Herzogs von Orléans (1407) und der englischen Invasion von 1415 trat der Krieg in seine brutalste, durch das Attentat auf Johann Ohnefurcht (1419) zum Bürgerkrieg erweiterte Phase, die ihre Wende nicht durch ein politisches Verdienst Karls VII. erhielt, sondern durch die 1435 in Arras ausgehandelte Versöhnung der Bourguignons mit den Armagnacs. Diese von wirtschaftlichen und sozialen Desolationen begleitete politische Niedergangszeit sah nun einen erstaunlichen, mäzenatisch geförderten Aufschwung der politischen Literatur; ja es scheint, als habe der äußere Abstieg das Bewußtsein dafür geschärft, welch große Bedeutung einem starken Königtum für die Überwindung aller Gefahren aus Krieg, Bandenunwesen und öffentlicher Rechtsunsicherheit zukam. Im eigenen König verkörperte sich die Hoffnung auf endliche Abwehr des äußeren Feindes, so daß von der politischen Theorie auch ein bedeutender Beitrag zur Stärkung des französischen Nationalbewußtseins geleistet worden ist.

Dieses Denken wurde nicht allein von der Umgebung des Monarchen getragen. Sicher, Jean de Montreuil und Alain Chartier waren Sekretäre im Königsdienst, aber sie waren nicht die einzigen, nicht einmal die wichtigsten Stimmen. Überhaupt dürfen nach Krynen die Autoren weniger als Repräsentanten derjenigen Institution betrachtet werden, der sie angehörten, sondern eher als Sprecher einer weit verbreiteten Ansicht: Gerson nicht als Vertreter der Universität, sondern als publizistisches Sprachrohr der „*intelligentsia parisienne*“ (S. 333). Eines der wichtigsten und überzeugendsten Resultate des Buches ist denn auch sein Nachweis eines überregional geführten, keineswegs auf Paris beschränkten politischen Diskurses.

Welches waren seine Schwerpunkte? Zunächst eine neue Beleuchtung der alten Frage nach dem Wesen der Tyrannei und der Berechtigung des Tyrannenmordes, der Herrscherabsetzung überhaupt. Das Problem war in ganz Europa aktuell (Richard II., Wenzel), aber mit Ausnahme

|

Gersons haben die französischen Autoren die Frage des Tyrannenmordes umgangen, weil sie im Zusammenhang mit ihrem eigenen König schlechthin undiskutabel war: Die Person des geheiligten, wundertätigen Herrschers konnte von seinen Untertanen weder physisch angegriffen werden, noch war es überhaupt denkbar, daß er jemals zum Tyrannen (und das hieß ja: zum illegitimen, ungerechten König!) werden konnte. Stattdessen wurde dieser *rex christianissimus* als das Haupt eines *corpus mysticum* beschrieben, dessen Glieder ihren Platz in der Hierarchie zu akzeptieren und für das Haupt Gefahren auf sich zu nehmen hatten (so Jean Gerson, Vivat rex). Im Körpervergleich einer organologischen Staatsauffassung war die Rebellion der Glieder gegen das Haupt ein Unding. Zwar hatte Jean Petit im Auftrag des Herzogs von Burgund die Ermordung des Herzogs von Orléans als Tyrannenmord gerechtfertigt, aber es handelte sich dabei, so meint Krynen (S. 336), nur um die Ermordung *eines* Fürsten (des Herzogs), nicht um Tötung *des* Fürsten (des Königs von Frankreich). Das ist insoweit treffend, als die Argumentation in der Tat darauf hinauslief, das Attentat sei ein Akt monarchistischer Loyalität gewesen, mit dem allein drohende Usurpation hätte abgewendet werden können: Tyrannis wurde nur für diesen Fall der Usurpation gedacht, nicht als Mißbrauch königlicher Herrschaft selbst.

Im ganzen waren die untersuchten Autoren eher Moralisten, die sich weniger um politische Inhalte oder Vorgänge kümmerten als um die Ausgestaltung des Herrscheramtes. Auf diese Weise geriet die spätmittelalterliche französische Königslehre weniger zur politischen Theorie als zum vollentwickelten Glaubensinhalt. Wir erkennen hier, und darin dürfen wir ein wesentliches Verdienst des Buches sehen, die weitere Entwicklung einer seit der späten Karolingerzeit ausgebildeten „*religion royale*“, die sich der machtpolitischen Schwäche verdankte: Wie die von Krynen behandelte spätmittelalterliche Niedergangszeit, so hatte das ausgehende 9. Jahrhundert, vollends das 10., einen Tiefpunkt der Monarchie bedeutet. Damals wurden die in späteren Jahrhunderten weiterentwickelten Grundpositionen bezogen, der Schwäche abgerungene Gedanken und Bilder zur Lehre verfestigt und historiographisch zur Anschauung gebracht. Es ist vielleicht das Unglück der deutschen Geschichte, daß an ihrem Anfang die schnell erreichte Großmacht stand, deren hegemoniale Aufgaben Reflexionen grundsätzlicher Art nicht weit gedeihen und im allgemeinen Bewußtsein Fuß fassen ließen.

In Frankreich wurde seit den 80er Jahren des 13. Jahrhunderts der christliche Königsgedanke auf die Spitze getrieben und im König das „*élément cristallisateur*“ des Nationalbewußtseins befestigt (S. 337); wir dürfen hinzufügen: in konsequenter Weiterbildung von Vorstellungen, die seit dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts lebten. Deshalb konnten die spätmittelalterlichen Autoren in hohem Maße emotional schreiben und verstanden werden, weniger Theoretiker des Neuen als Propagatoren einer älteren dynastischen Auffassung, derzufolge dem regierenden König Glanz und Norm einer nie abgerissenen monar-

chischen Kontinuität das Handeln bestimmten. Diesem König erwuchs aus der Tatsache, daß er keine Kontrollinstanz neben oder gar über sich hatte, eine strenge Verpflichtung auf am Recht ausgerichtete politische Ethik. Daher die Sorgfalt, mit der die Thronfolger erzogen werden sollten, daher auch die Blüte der Fürstenspiegelliteratur: Die Königslehre des französischen Spätmittelalters suchte nicht den absoluten Herrscher, sondern den Gerechtigkeit und Frieden sichernden, ethischem Appell zugänglichen König.

Damit waren wichtige Voraussetzungen für das staatliche Überleben Frankreichs gegeben. Mit den ans Königtum geknüpften Idealvorstellungen ergaben sich zeitgenössische politische Wunschbilder von monarchischer Gewalt, die nach Überwindung der Krise den Königen zugute kamen: „En effet, plaçant toute leur espérance en un prince parfait, les intellectuels ne peuvent ignorer son pouvoir“ (S. 48). Die Jahre zwischen 1380 und 1440 sind auf diese Weise Höhepunkte der monarchischen Propaganda geworden; die lange vorher begonnene theoretische Fundierung der Monarchie wurde ergänzt um den bewußten Versuch, mit dem Königtum längst verbundene Glaubensvorstellungen zu präzisieren. Damals erhielt das monarchische Denken Frankreichs seine bis zur Revolution gültige Form.

Eine Gelegenheit, zentrale Thesen Krynens wenigstens teilweise zu überprüfen, bietet das Buch von C. T. Allmand, die erste Monographie über die englische Verwaltung der besetzten nordfranzösischen Gebiete in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Heinrich V. hatte die bisher herrschende Taktik der *chevauchées* aufgegeben und seit 1417 versucht, durch dauerhafte Eroberung und Übernahme ganzer Regionen den Krieg zu seinen Gunsten zu entscheiden. Allmand beschreibt die dabei getroffenen Maßnahmen (stärkere Armee, kompliziertere Logistik, Gewinnen der Bevölkerung als englische Untertanen durch Wiederherstellung der von den Valois beseitigten Institutionen der Rechtspflege und Verwaltung), aus denen sich die englische Bewertung des Vertrages von Troyes als eines endgültigen Friedensschlusses ergibt. Das Buch kann zugleich als Synthese der bisher vorliegenden Forschungsergebnisse gelesen werden; Neues bringt Allmand auf dem Gebiet der Siedlungsgeschichte, der prosopographischen Untersuchung englischer Zuwanderung und ihrer Folgen.

Wie also reagierten die Bewohner des besetzten Gebietes auf die Engländer? Empfanden sie „französisch“ oder „normannisch“? Mit Recht hebt Allmand hervor, daß in einer Zeit noch ungefestigter nationalstaatlicher Begriffe der militärische Sieg autoritätsverleihende Wirkung hatte, zumal ihm gottgewollte Faktizität zugeschrieben werden konnte. Das trifft den Sachverhalt besser als die populäre Rede vom Gottesurteil, die den Rechtscharakter des *iudicium belli* metaphorisch verwässert. In der Normandie gab es außerdem eine englandfreundliche Sondertradition, ferner kam Heinrich V. die politische Spaltung Frankreichs zugute, indem eine Option für den englischen König weniger als

nationale denn als Parteientscheidung gegen die Armagnacs verstanden werden konnte. Tatsächlich hat der Bürgerkriegsaspekt zeitweise alles andere verdrängt, zumindest bis zum Vertrag von Troyes, der Heinrich V. die Nachfolge Karls VI. und dem Dauphin Ausschluß vom Thronrecht brachte: Von da an war der englische Gegner als solcher in den Vordergrund getreten, war Kollaboration zum Verrat geworden.

Gleichwohl hat persönliches Interesse vielfach die Entscheidung mehr bestimmt als das „nationale“ Motiv, und Allmand kann zeigen (S. 211 ff.), daß die französische Monarchie die meisten loyalen Anhänger im höheren Adel der besetzten Gebiete hatte: Amtsträger und direkte Lehnsleute wechselten die Front im allgemeinen nicht, aber es gab regionale Unterschiede, z. B. war der Norden des Cotentin der englischen Regierung gegenüber aufgeschlossen, und normannische Kontingente nahmen sowohl an der Verteidigung von Paris als auch an der Belagerung von Orléans teil. Wer nicht kollaborieren wollte oder konnte, wanderte aus, aber die Masse des mindermächtigen Adels blieb im Lande und ging 1449/50 mühelos zu Karl VII. über. Stichproben (S. 218) zeigen die Relationen: In der Vizegrafschaft Carentan (Dép. Manche) waren 1426 noch etwa 70 von insgesamt 96 adligen Familien im Besitz ihrer Güter, in der nahegelegenen Sergenterie St-Lô hatten sich die Besitzverhältnisse zwischen 1417 und 1426 gar nicht verändert.

Die Geistlichkeit stand fast durchweg auf englischer Seite, um die Kirchengüter ungeschmälert zu erhalten. Das galt nicht nur für die großen Abteien, sondern auch für den Säkularklerus einschließlich der nicht residierenden Präbendeninhaber, denn mit seinen neu gewonnenen Patronatsrechten hatte Heinrich V. Stellen zu vergeben und konnte ihm wohlgesonnene Kleriker in hohe Positionen bringen. Allmand hat hervorgehoben (S. 219), daß selbst in den Fällen, in denen normannische Geistliche das Land verließen, nicht unterschiedslos Opposition vermutet werden darf, weil oftmals Reisen zum Konstanzer Konzil oder nach Rom den Grund bildeten. Immerhin haben zwei Erzbischöfe von Rouen, Ludwig von Harcourt und Hugo von Orges, nicht unter der englischen Besatzung amtiert; der Widerstand des Kathedralkapitels von Notre-Dame/Paris ist bekannt. All das aber wog die englische Loyalität der Mehrheit aller normannischen Geistlichen nicht auf, vor allem nicht das allmähliche Eindringen von Engländern in die Kapitel (der Herzog von Bedford wurde 1430 Kanoniker in Rouen!).

Oft als selbstverständlich betrachtet und deshalb zu wenig betont wird die Bedeutung des burgundischen Alliierten, dessen hohem Ansehen die englische Sache in Frankreich ja nicht nur militärisch viel verdankte: Die Autorität Philipps des Guten gab dem Vertrag von Troyes sein eigentliches Gewicht und wies einen Teil der französischen Monarchie als Basis Heinrichs V. aus, erleichterte nach seinem Tod (1422) die Anerkennung des minderjährigen Thronfolgers. Unklar bleibt freilich die Reaktion der Bevölkerungsmehrheit: „What the country priest told his congregation from the pulpit is likely to remain

hidden: what advice he gave or secrets he heard in the confessional will always remain unknown" (S. 229 f.). Dennoch ist nach Ansicht Allmands die Feststellung erlaubt, daß es im ganzen nicht gelungen ist, passive Duldung der englischen Verwaltung in Loyalität gegenüber dem Königtum der Lancaster zu wandeln, im Gegenteil: Kämpferischer Widerstand, Guerilla-Aktionen, in der noch heute üblichen Besatzungstruppensprache als „Banditentum“ (*brigants es boiz*) charakterisiert und sicher nicht immer säuberlich von alltäglicher Kriminalität zu trennen, wurden mit der Zeit immer häufiger. Seit dem Fall von Orléans kam offene politische Opposition hinzu, denn die Erfolge des französischen Königs im Feld wirkten ermutigend. Die endliche Eroberung der Normandie durch Karl VII. (1449/50) wurde durch innere Zermürbung der englischen Herrschaft erleichtert; im allgemeinen vollzog sich die Übernahme friedlich, weil Karls VII. Erklärung von Compiègne (Juli 1429) moderate Behandlung der nicht offen gegen das Haus Valois erklärten wiedergewonnenen Untertanen versprach.

Auf englischer Seite hat es in den ersten Jahren Heinrichs V. offenbar keine wesentlichen Zweifel an der Richtigkeit einer Politik gegeben, die zum Gewinn der Krone Frankreichs führen sollte. Die Historiographie unterstrich den Anspruch Heinrichs (*Gesta Henrici V.*); die alten Bande zwischen der Normandie und England wurden immer wieder ins Gedächtnis gerufen. Aber trotz der offiziellen Lesart, wonach der Vertrag von Troyes den Frieden bedeutete, breitete sich allmählich Skepsis aus, nur wenig gemildert durch die Tatsache, daß die Anerkennung Heinrichs V. als König von Frankreich England von den Kosten des Krieges befreite. Dennoch blieb die Kriegspartei im englischen Adel, in der Ritterschaft und der Gentry stark; drei der vier Söhne Heinrichs IV. sind in Frankreich gefallen. Das Engagement des Adels, für den die gleichen Bedingungen anzusetzen sind, wie sie Cazelles für Frankreich ermittelt hat, ließ in der Spätzeit Heinrichs V. zwar nach, aber die Heerführer waren von höchstem Rang, und Namen wie Clarence, Salisbury oder Arundel finden sich auf den Verlustlisten.

Als Helfer und Vertreter adliger Amtsträger kam eine breite Schicht aus dem Kreis der *knights* und *esquires* in Frage, die größtenteils über Jahre in Frankreich dienten, Aufstiegschancen wahrnahmen und durch vielfältige Beziehungen im Lande Fuß faßten. Oftmals handelte es sich um Leute, die schon in Irland und in Wales sequestrierte Güter und Ämter verwaltet hatten, Nutznießer der Lancaster-Herrschaft seit dem Owain Glyn Dŵr-Aufstand (1400 - 1410). Daneben hatten Regionen wie Lancashire und Cheshire bis ins vorige Jahrhundert zurückreichende militärische Traditionen, die ihre ökonomische Erklärung im wenig ausbaufähigen landwirtschaftlichen Erwerb finden. In vielen Familien waren Dienste in Frankreich zum festen Brauch geworden, der zu Heiratsverbindungen untereinander führte. Mit der Konzentration solcher Clans auf bestimmte Landschaften in Frankreich ergab sich außerdem eine Art von Siedlungskontinuität (die Handford im Seine-Tal zwischen Paris und Vernon, die Merbury im Vexin). Rückkehrer trugen durch ihr

Wirken zur öffentlichen Aufmerksamkeit bei, die den Dienst in Frankreich als Möglichkeit zu Unterhalt und Aufstieg bekannt machte: Im Parlament von 1422 saßen 14 *knights*, die am Feldzug von 1415 teilgenommen hatten, 15 andere hatten danach in Frankreich gedient, so daß fast die Hälfte der *knights of the shire* über Frankreich-Erfahrungen verfügte.

Kann von diesem Teil der englischen Gesellschaft behauptet werden, daß sie den Krieg unterstützte, so gilt das nicht für Städte und Kaufleute. Zwar hat Heinrich V. versucht, durch Übergabe von Häusern in Harfleur und Caen an englische Kaufleute diese Gruppe für eine Verstärkung der wirtschaftlichen Bindungen der Normandie an England zu gewinnen, aber der Erfolg ist ausgeblieben; zwar förderte die Beherrschung der Kanalhäfen den englischen Handel, aber die politische Allianz mit Burgund zählte für den Kaufmann weniger als die wirtschaftliche Konkurrenz.

In der Vielfalt ihrer Fragestellungen und der breiten Quellenbasis haben die vorstehend besprochenen Werke neue Forschungsansätze gebracht und durch ihre bedeutenden Ergebnisse das ausführliche Referat wohl gerechtfertigt. Die handbuchartige Darstellung der Zeit von 1370 bis 1529 von *John A. F. Thomson* hat ihre Verdienste demgegenüber als Zusammenfassung. In dieser Hinsicht ist sie vorzüglich durch eine Disposition, die in fünf großen Abschnitten Wirtschaft und Gesellschaft, Verfassungsgeschichte (unter dem etwas irreführenden Titel „The Nation of England“), politische Abläufe, Regierung und Verwaltung, Kirche und Erziehung beschreibt. Ein umfangreicher Anhang bringt als „Compendium of Information“ höchst nützliche Tabellen (Preise und Löhne, Exporte, Steuern), Genealogien und vor allem Amtsträgerverzeichnisse (Kanzler, Siegelbewahrer, Treasurer, Erzbischöfe von Canterbury und York), Listen der Parlamentssitzungen und ausgewählter Gesetze, Karten sowie eine Bibliographie mit 249 Nummern.

Richter, Michael, Irland im Mittelalter. Kultur und Geschichte (Karl Schnith)	478
Heimpel, Hermann, Die Vener von Gmünd und Straßburg 1162 - 1447. Studien und Texte zur Geschichte einer Familie, sowie des gelehrten Beamtentums in der Zeit der abendländischen Kirchenspaltung und der Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel, Bd. 1 - 3 (Jürgen Miethke) 479	
Erkens, Franz-Reiner, Siegfried von Westerburg (1274 - 1297). Die Reichs- und Territorialpolitik eines Kölner Erzbischofs im ausgehenden 13. Jahrhundert (Dieter Hägermann)	483
Elze, Reinhard, und Gina Fasoli (Hrsg.), Aristocrazia cittadina e ceti popolari nel tardo Medioevo in Italia e in Germania (Ernst Pitz)	484
Deutsche Verwaltungsgeschichte. Bd. I, Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches (Notker Hammerstein)	486
Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit (Walter G. Rödel)	489
Mörke, Olaf, Rat und Bürger in der Reformation. Soziale Gruppen und kirchlicher Wandel in den welfischen Hansestädten Lüneburg, Braunschweig und Göttingen (Heinz Schilling)	490
Biskup, Marian, und Klaus Zernack (Hrsg.), Schichtung und Entwicklung der Gesellschaft in Polen und Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. Parallelen, Verknüpfungen, Vergleiche (Jörg K. Hoensch)	493
Kintz, Jean-Pierre, La société strasbourgeoise du milieu du XVI ^e siècle à la fin de la Guerre de Trente Ans. 1560 - 1650. Essai d'histoire démographique, économique et sociale (Walter G. Rödel)	495
Möseneder, Karl, Zeremoniell und monumentale Poesie. Die „Entrée solennelle“ Ludwigs XIV. in Paris (Norbert Nußbaum)	497
Kaack, Hans-Georg, Markgräfin Sibylla Augusta. Die große badische Fürstin der Barockzeit (Peter Fuchs)	499
Mitterauer, Michael, Ledige Mütter. Zur Geschichte unehelicher Geburten in Europa (Walter G. Rödel)	500
II. Internationales Handwerksgeschichtliches Symposium Veszprém 21. bis 26. 8. 1982 (Frank Göttmann)	502

Buchanzeigen 505

Anschriften der Mitarbeiter

Dr. Wolfgang Schmale, Postfach 20 45, 4724 Wadersloh 2

Dr. Werner Troßbach, Ruhr-Universität, Postfach 10 21, 4630 Bochum-Querenburg

Prof. Dr. Joachim Ehlers, Historisches Seminar der TU Braunschweig, Schleinitzstraße 13, 3300 Braunschweig